



Eine Nacht auf der Schnellzuglokomotive.

Da liegt das zwanzig Meter lange Tier,
Die Dampfmaschine.
Auf blankgeschliffener Schiene
Boll heißer Wut und sprungbereiter Gier —
Da lauert, liegt das langgestreckte Eisen-
biest...

Diese Eingangsverse eines Gedichtes von Gerrit Engelke gehen mir durch den Sinn, da ich zum letztenmal die ganze Länge der Maschine abmesse, die mich acht Stunden lang durch eine eisige Winternacht bringen soll, einem neuen Morgen entgegen. In fremder Stadt. Ruhig und gleichmäßig atmet sie, und aus den sickernden Zylindern fließt zischend Öl und Wasser. Die Räder, deren Durchmesser Mannshöhe erreichen, scheinen unter jedem Atemstoß erwartungsvoll zu erzittern.

Der Zeiger der Bahnhofsuhr springt um den Abstand einer Minute vorwärts. Ich klettere die Stufen der eisernen Leiter hinauf zum Führerstand der Maschine. Die Atemstöße der Lokomotive teilen sich zitternd dem Körper mit.

Noch einmal schüttelt der ergraute Lokomotivführer seinen Kopf über meinen seltsamen Wunsch, eine Nacht auf dem Führerstand seiner Lokomotive zu verbringen. Dann ist er ganz Pfllicht. Er achtet auf das Signal zur Abfahrt. Sein eiserner Dienst hat begonnen.

Eine Minute Verspätung. — Zwei Minuten Verspätung. — Der Führer brummt mißmütig vor sich hin.

Jetzt. — Letzte Türen fliegen hinter uns am Zug zu. Fenster knirschen. Das Signal zur Abfahrt ist gegeben. Der Führer legt die Hand an den Regulatorhebel. Das ruhige Atmen der Maschine geht über in wildes Schnauben, lauter und lauter, dann donnern Dampfstöße gegen das Glasdach der Halle. Das Zittern des Maschinenkörpers nimmt zu — die Räder drehen sich. Der Zug läuft langsam aus der Halle aus.

Vor uns blitzen die Schienen im Lichte der Bogenlampen. Der Zug sucht sich, sicher geleitet, seinen Weg durch die Wirnis der Weichenlampen. Hinter uns schleppt sich eine dunkle Schlange mit glühenden Schuppen nach: der Schnellzug.

Der Weichenwald ist durchlaufen. Der verwirrende Lärm des Schienengeräusches geht über in gleichmäßigen Rhythmus, da wir offene Strecke gewinnen. Langsam stei-

gert sich das Tempo. Langsam, ganz langsam. Jetzt knirschen die Räder schrill auf, und die Lokomotive legt sich schmerzvoll auf die Seite. Der Zug würgt sich durch eine scharfe Kurve hindurch und donnert dann befreit über eine eiserne Brücke. Tief unter uns schimmern die Fluten des breiten Flusses.

„Freie Fahrt!“ schimmert uns das grüne Licht eines Signalastes entgegen. Freie Fahrt! Als ob ein Jubel durch den eisernen Körper der Maschine ginge, steigert sich das Tempo. Rasend frist sich die Maschine vorwärts auf dem schimmernden Eisenband. Freie Fahrt! Die Strecke ist auf Kilometer hin ohne Kurve, und dem Tempo sind im Geschwindigkeitsplan des Führers keine Grenzen gesetzt. Hier können die zwei Minuten Verspätung eingeholt werden. Die Zylinder dröhnen unter dem Druck der Atmosphären. Volle Dampfkraft preßt die Kolben und jagt die Räder schneller und schneller um die eigene Achse und vorwärts ins ungewisse Dunkel der Winternacht.

Der Wald rechts und links geistert wie ein Heer Gespenster vorbei, und die Rauchschwaden über uns peitschen die Dunkelheit und flattern wie die aufgelösten Haare eines zügellosen Weibes. Eine wilde, wonnige Jagd hebt an in die eisige Winternacht.

Der Führer steht ruhig und unbekümmert um all diese wilde Schönheit. Sein Auge hängt an den Zeigern der Manometeruhren oder späht nach dem grünen Licht.

Freie Fahrt! Wir durchfahren kleine Stationen. Weichen poltern unter uns und zerreißen den donnernden Hymnus unseres Schienengeganges. Ganz kurz nur, dann dämpft sich der Gesang, da wir die öden Bahnsteige entlang jagen. Lichter blitzen auf und versinken. Das grüne Signallicht winkt wieder und die Räder haben im Vorwärts den alten gleichmäßigen Takt wiedergefunden. — Weiter! — Weiter!

Ein Griff des Führers an den Regulatorhebel, und der Dampfdruck läßt nach. Das Tempo verringert sich. Schienen münden in unseren Strang. Die Lichter mehren sich, und wieder poltern die Räder über knirschende Weichen. Die Bremsklötze klammern sich an den glatten Rädern fest. Wir fahren in eine Bahnhofshalle ein: die erste Station.

Die Verspätung ist eingeholt. Wieder schlagen die Türen zu. Das Signal blizt auf:

weiter! Die Halle liegt hinter uns. Freie Fahrt!

Es fängt an zu schneien. Die Wolken haften tief. Die Schienen sind nicht mehr zu erkennen. Im Licht der Scheinwerfer tollt ein Millionenvirbel kleiner Schneeflocken. Die Winkelschufenster werden undurchsichtig. Der Führer muß im eisigen Luftzug nach den grünen Lichtern spähen. Sorgfältig vergleicht er das auf dem Geschwindigkeitsmesser angezeigte Tempo mit dem vorgeschriebenen auf der Geschwindigkeitslafel, die für jede Strecke der durchfahrenen Route die Stunden- geschwindigkeit anzeigt, so daß der Fahrplan auf das genaueste eingehalten werden kann. Freie Fahrt!

Der Heizer reißt die Türe der Feuerung auf. Gleichend überfällt uns die Glut des Feuers und frist sich hinter uns in die jagende Nacht. Funken sprühen aus dem Kamin, da die Glut des Feuers aufgewühlt wird, und fliegen im Wirbel der Schneeflocken über uns fort. Dann frist der Kessel Kohlen in sich hinein, unerfülllich.

Die Feuerungstüre ist wieder geschlossen. In voller Fahrt jagen wir in eine Kurve hinein. Die Maschine neigt sich nach links — bedenklich. Die Bremsklötze schreien auf! — Haben wir ein Signal überfahren? — Nein! Aber die Geschwindigkeit war in der Kurve zu hoch.

Die Strecke liegt verschleiert vor uns. Alles ist untergegangen im Wirbel der Schneeflocken. Führer und Heizer lugen aus nach den Fahrtsignalen.

Ein Licht kommt uns entgegen. Was ist das, was? Ein Zug auf unseren Schienen? Der Atem stockt mir! Nein, es ist vorbei. Auf dem Nachbargleis kriecht ein Güterzug die Strecke entlang. Schattenhaft und zer- rissen durch unsere Schnelligkeit fliegt er an uns vorbei.

Dann kommt wieder eine Station. Ein Stationsvorsteher brummt etwas von Ver- spätung. Der Führer juckt die Achsel. Weiter! — Wieder hinaus in die Nacht. Immer noch wirbelt der Schnee. Vorsichtig sucht der Zug seinen Weg. In einer Kurve kann ich seine ganze Länge überblicken. Sicher und gebor- gen gleiten die strahlenden Wagen hinter der Maschine her. Schlafende Menschen in war- men Abteilen auf weiche Polster gestreckt, ver- trauen, ohne auch nur einmal darauf zu

denken, den beiden Männern auf der Maschine. Ich schließe die Augen, um mich in die Ruhe des Geborgenseins hineinzuträumen ... Jetzt ist ein Signal überfahren. Auf der Strecke liegt das abgerissene Stück eines Güterzuges. Unsere Maschine jagt vorwärts in den wirbelnden Schnee. Da, wenige Meter entfernt, blitzen die Schlupflügel des Güterzuges auf. Die Bremsklötze klatschen hell auf die Räder. Dann Sekunden eiserer Stille, bis sie zerrissen wird von Versten und Splintern ... Entsetzt reiße ich mich aus dem Dämmer meiner Gedanken. Der Führer steht am Schutzfenster, ruhig, kühl und überlegen. Der Zug ist sicher geleitet. Schlaft ruhig in den warmen Abteilen, ihr Menschen im Zug. Dort der kühle, ruhige Mann, mit den klaren Augen, führt euch und umgibt euch mit Sicherheit.

So geht es weiter, stundenlang. Stationen kommen, versinken. Weiter rast der Zug durch die Nacht, dem Morgen zu. Ich werde müde, versuche aber die Schläfrigkeit zu bezwingen. Der Führer merkt es und lächelt mir ermunternd zu. Dann hängt sein Blick wieder an dem undurchdringlichen Dunkel der wirbelnden Schneenacht.

Er empfand keinen Schlaf. Und der Heizer, der unermüdbare, füttert das eiserne Tier, daß es weiter die Stunden durchrast.

Das Wetter wird klarer. Es geht auf den Morgen zu. Schon acht Stunden braust die Maschine, willig dem Druck seiner Hand gehorchend, durch die Dunkelheit. Unermüdet und mit ungeheurer, gebändigter Kraft. Bald jagt sie wie ein geschleudertes Wild mit zitternden Weichen, um Verspätung einzuholen, bald steht sie schnaubend still vor dem roten Licht eines Signalastes und wartet,

bis das grüne Licht steigt, das erlösende, befreiende Licht.

Vorwärts, dem Ziel entgegen.

Der Morgen bricht an. Jubelnd braust die Maschine über das Weichengewirr. Diesmal klingt das zerrissene Lied der Räder wie Siegesfanfaren. Langsam und überlegen fährt die Maschine in die Halle ein. Wenige Meter vor dem Pressbock macht sie Halt.

Müdes, abgekämpftes Schnauben ringt sich aus der glühenden Lunge der Maschine los, und aus der Weiche steigt der Dampf der Erschöpfung.

Reisende torkeln verchlafen an der Maschine vorbei. Der Führer lächelt. Eine schwere Nacht liegt hinter ihm. Noch eine Stunde, dann kommt auch für ihn die Ruhe, und ein Tier, sein eisernes, darf rasten. Bis zum Abend, dann jagen die beiden wieder hinaus in die Nacht.

Bei den Allerärmsten.

Wo immer tausend Sorgen wachen, wird nie der Himmel rein und blau ... Die von der Not zermürbte Frau kann auch den Mann nicht glücklich machen.

Im Hof voll Schutt und morscher Latten liegt schwer und faulig-dumpf die Luft ... Kein Kinderfang, kein Blumenduft Das Leben kauert tief im Schatten.

Die Armut hat in Hof und Hütten blutige Zeiten durchgelebt, woran die Jugend leuchtend schleppt, hat schon das Alter durchgelitten

Die Ärmsten können nimmer dienen und bei der Arbeit glücklich sein ... Sie humpeln klagend hinterdrein. Zu schwach sind sie für die Maschinen.

Gar selten kommt ein Trost den Armen. Doch glauben sie an das Gebot: Daß in der allerärmsten Not die Mutter Erde hat Erbarmen.

Ludwig Pratzsch.

Tränen.

Von Esim Sofukia.

Aus dem Russischen von S. S.

Dunia war ein Dienstmädchen. Rotwangig, mummig, fleißig und ein wenig einträchtig. Sie arbeitete vielleicht sechzehn Stunden täglich. Sie bediente eine Familie von acht Personen. Beim Waschen der Fußböden sang sie in freischwebenden Tönen und bog sich dabei so merkwürdig auf ihren geraden Beinen, daß sie ansah wie der große lateinische Buchstabe A ohne den Strich in der Mitte.

Abends brachte sie mir immer den Tee (ich hatte dort ein Zimmer gemietet) und mit geheimnisvollem Ausdruck in dem jungen, gesunden, dummen und doch angenehmen Gesicht erzählte sie mir die häuslichen Neuigkeiten.

„Heute hat sich der alte Herr mit der Tanna Bronia unterhalten.“

Mich plagte keine besondere Neugierde, das Gesprächsthema des alten Herrn mit seiner Tochter Bronia zu erfahren.

Nach einigen Tagen berichtet mir Dunia mit demselben Ausdruck geheimnisvollen, brennenden Interesses:

„Ein Brief kam an. Natürlich für Bronia. Von demselben.“

„Von wem? Worum handelt es sich? Was für ein Brief?“

„Von wem? Na, von ihrem Bräutigam.“ Und auf ihrem dummen, gummtigen Gesicht lag ein Ausdruck der Verklärung.

Sie berichtete mir oft stückweise derartige Neuigkeiten.

Wenn ich um zwei oder drei Uhr nachts nach Hause kam, war in der Küche noch Licht. Sie arbeitete noch immer. Und aufstehen tat sie bei Tagesanbruch. Sie diente in derselben Familie schon drei Jahre.

Manchmal klagte sie. Sie sprach dann mit sonderlich wirkender Bestimmtheit.

„Janek hat wieder im Gymnasium einen Tadel bekommen. Er wurde bestraft. Er will nicht lernen, ist verwöhnt.“

Sie machte sich überhaupt um alles Sorge. Wenn ich ein paar Abende nicht schrieb oder las, fragte sie beunruhigt:

„Esim Daviditsch, weshalb machen Sie nicht Ihre Aufgaben für die Redaktion?“

Augenscheinlich waren für sie ich und der Gymnasiast Janek Leute der gleichen Tätigkeitsart.

Und nun plötzlich diese heißen, bitteren Tränen; Tränen, durch eine wirkliche Kränkung offenbar hervorgerufen.

„Dunia, was fehlt Ihnen denn, weshalb nur?“ Ein schwerer Seufzer und eine Gebärde der Hoffnungslosigkeit.

„Sie haben heut wieder die Tür zugemacht. Warum? Bin ich ein Dieb, was? Von Bronias Bräutigam haben sie gesprochen und da müssen sie die Tür zumachen. Wozu? Was brauchen sie vor mir zu verstecken? Bin ich kein Mensch? Nein, ich gehe auf eine andere Stelle. So ist's ja hier ganz gut, aber beleidigen lasse ich mich nicht.“

Ich wurde aus allem nicht klug. Dort eine stolze, polnische Familie. Der Dunia. Sie wollen die Tochter verheiraten. Was für eine Tüte, was für eine Dummheit?

„Dunia, ich verstehe Sie nicht. Was haben sie mit jenen denn gemeinam? Sie dienen doch nur bei ihnen. Begreifen Sie das denn nicht? Sie und jene — Ihr seid doch ganz fremde Leute. Weshalb wollen Sie denn durchaus alles über Bronias Bräutigam wissen? Was kümmert Sie das?“

Die runden Augen Dunias blickten kalt. Es war klar, sie verstand mich nicht.

Ich fand nicht die richtigen Worte, um ihre Erbitterung zu verringern. Ich bemühte mich, es zu tun, aber ich fühlte, daß ihre dünnen und sonderlichen Tränen bedeutungsvoller, größer, wärmer, herzlicher und menschlicher waren, als alle meine formalen, kalten, begrenzt berechnenden Phrasen.

Getroffen.

Skizze von Martin Andersen Nexø.

Die kleine Frau saß weinend auf dem Küchenstuhl: große, wirkliche Tränen weinte sie und bloß weil es Sonnabend war.

Sie hatte den herrlichsten Mann auf der Welt, groß, kräftig und gut! Und ganz und gar nicht verwöhnt — wenn nur der Sonnabend nicht gewesen wäre!

Aber am Sonnabend verlangte er Brotsuppe mit Salzhering drin — wirklich ein abscheuliches Gericht — und bloß, weil er es nun einmal immer zu Hause gekriegt hatte. Als ob das irgendwie etwas mit ihrer Ehe zu tun gehabt hätte!

Nicht so zu verstehen, daß sie ihm dies Essen nicht machen wollte. Nein, sie konnte ihm die Brotsuppe einfach nicht recht machen, und wenn sie sich die Augen ausweinte.

Nun waren sie ein Jahr verheiratet; zwei- unddreißigmal hatte sie ihm Brotsuppe aufgesetzt, und jedesmal hatte sie es mit anhören müssen: „Nein, so wie meine Mutter die Brotsuppe kocht, kochst du sie nie kochen.“ — Sie hatte alle möglichen und unmöglichen Kunststücke ausprobiert; aber sie mochte es anfangen wie sie wollte, stets wurde ihr die Schwiegermutter unter die Nase gerieben. Sie haßte die alte Frau geradezu und wollte nichts davon wissen, sie in den Ferien zu besuchen. Er konnte allein reisen; das konnte er!

Und von jetzt an konnte er sich seine Brotsuppe selber kochen — oder ein Dienstmädchen dazu halten. Es war überhaupt zu dumm, daß sie sich abwirtschaften mußte und nicht einmal ein Mädchen zur Hilfe hatte. Er sollte lieber ein wenig an sich sparen!

Sie ging in die Wohnstube, warf sich in den Schankelstuhl und schmollte.

Da traf sie ein brenzlicher Geruch, sie fuhr auf und stürzte in die Küche hinaus: die Brotsuppe war unheilbar angebrannt! Und in wenigen Augenblicken würde ihr Mann da sein; es war keine Zeit, von vorn anzufangen.

Sie brach in verzweifelter Schluchzen aus und sank zusammen, todunglücklich. Plötzlich aber überkam sie es, wie empörend es eigentlich war, daß sie derart weinen mußte, und schnell trocknete sie ihre Augen. Lieber wollte sie böse sein, recht zornig und boshaft; und sie wollte ihm das Essen aufstischen, wie es eben nun war. Warum sollte sie sich denn Kummer machen, wenn doch alles, was sie tat, verkehrt war? Sie malte es sich schon aus, was für ein langes Gesicht er machen würde. Und wenn er dann mit seinen Wortwürfen anfang, wollte sie ihm sagen, sie habe die Suppe anbrennen lassen, bloß

um ihn zu ärgern. Sie lachte etwas schadenfroh.

Als er dann aber kam, wurde sie doch ein bißchen nervös. Sie fühlte, daß die Tränen bei dem kleinsten Wort von seiner Seite hervorbrechen würden, und ärgerlich biß sie die Lippen zusammen. Und als er den Löffel ergriff, stürzte sie in die Küche hinaus.

„Heureka!“ rief er von drinnen. Sie zuckte zusammen.

„Heureka! — da haben wir es endlich mal getroffen, Möbel! Komm und laß dich küssen!“

Zögernd kam sie ins Zimmer: „Was ist denn?“

„Das ist Mutters Brotzuppe — ganz genau!“ Mit offenen Armen kam er auf sie zu.

Da lachte sie hell auf. „Aber sie ist ja angebrannt!“ rief sie.

Das war aber akkurat ein Satz zu viel.

Märchen vom Glück.

Einmal kommt es zu jedem, das Glück, dann fallen jedem seine Lumpen ab und er steht schimmernd da: leicht und freudig, als hätte er sein ganzes Leben nur getanzt und nicht das Kriechen, Sich-beugen und Bücken gekannt.

Einmal kommt es zu jedem, das Glück, dann hat alles Sorgen und Quälen ein Ende, frei steht er da und fühlt: O, ganz bestimmt wird alles gut!

Nein, das paßt nicht in das Märchen. O, bestimmt ist alles gut! So fühlt der Glückliche.

Einmal im Leben kommt die Zeit, wo alle Schuld und alles Unglück und alle Qual von dir abfallen, wo endlich du leben darfst und nicht von den Dingen um dich du gelebt wirst. Wo nicht der Kohlenhändler mit unbezahlter Rechnung kommt und du deine ausgefransten Termel fühlst und nicht das drohende Morgen dir jedes frohe Heute erwirgt.

Einmal kommt es zu jedem, das Glück, so lautet das Märchen, o, wenn nur nicht das das Märchen ist, daß es einmal kommt.

Ich wohne in einem prächtigen Haus und habe zwei Zimmer behaglich durchwärmt, und wenn gar kein Malheur passiert und gar nichts danebengeht, kann ich jeden Leuten ohne einen Heller Geld, aber auch ohne Schulden dastehen.

Und das wäre nun das Glück, daß ich nicht immer daran denken muß: daß gar nichts passieren darf.

Heute kommt der Gasmann nicht mit der Rechnung, aber morgen, morgen ist es sehr wahrscheinlich und übermorgen bestimmt.

Wenn er nun doch übermorgen nicht käme und ich erst nach dem Ersten zahlen müßte: das wäre Glück.

Trotzdem mir natürlich im nächsten Monat das Geld genau so fehlte wie in diesem. Merker.

Amerikanische Kinozahlen.

1925 gab es in den Vereinigten Staaten 20.224 Kintheater, auf eines kamen 5600 Einwohner oder 2700 Erwachsene über 21 Jahre.

Das in der Kinoindustrie investierte Kapital betrug im Jahre 1925 1.5 Milliarden Dollars.

In der Herstellung und Vorführung waren in der Union etwas über 300.000 Menschen beschäftigt.

Die Kintheater zählten im Jahreswochen durchschnitt 1925 eine Besucherzahl von 130 Millionen Menschen. Das sind in der Woche in einem der 20.224 Kinos 6500 Menschen.

In Einnahmen aus dem Publikum wurden 1925 550 Millionen Dollars von der Kintheaterbesitzer-Vereinigung angegeben.

Die Produktion an neuen Filmen in Amerika betrug im letzten Jahre 150.000 englische Meilen oder 240.000 Kilometer. Ein abgeschlossener Film hat eine Durchschnittslänge von 1500 Metern.

In der Stadt New York sind allein 380 Kintheater mit 215.000 Plätzen vorhanden. Die Zahl der anderen Bühnen, die keine Filme zeigen, beträgt 370 mit 550.000 Sitzen, die 700 Tanzlokale haben nur ein Fassungsvermögen von 158.000 Personen. Sm.

Die Patrioten.

Fatal ist mir das Lumpenpad,
Das, um die Herzen zu rühren,
Den Patriotismus trägt zur Schau
Mit allen seinen Geschwüren.

S. Feine

Walffischfang am Südpol.

Einem Bericht des norwegischen Kapitäns Thorwald Larsen vom Walfänger „Falk“ entnehmen wir die folgenden Einzelheiten:

Vergangenen September fuhren wir von Norwegen ab. In Montevideo nahmen wir unsere Beiboote wieder an Bord. Wir pflegten diese schweren, starkwandigen, mit besonderen Walfischkanonen ausgerüsteten Boote über Winter in Montevideo zu lassen. Sie nach Norwegen mitzunehmen, würde unnütze Kraftverschwendung bedeuten.

Auf den Neu-Zeeland-Inseln hatten wir schon bei früherer Gelegenheit einen großen Haufen aufgefunden gemacht, den wir auch jetzt wieder aufsuchten. Dann wurden die Beiboote heruntergelassen und wir warteten. Zuerst hatten wir gar keinen Erfolg. Das drückte sehr auf die Stimmung, denn jeder von unseren 120 Mann Besatzung hat seinen bestimmten Anteil an der Tonne Walfischtran, die wir gewinnen. Endlich — immer auf der Hut vor Eisbergen — haben wir in fünf bis sechs Seemeilen Entfernung eine Fontäne aufsteigen.

Wale sind sehr scheue Tiere. So fuhren wir vorsichtig um den Burschen herum, daß uns der Wind entgegenstand. Die Spannung wuchs mit jeder Sekunde. Bald darauf sahen wir eine weiße Fontäne. Waren wir auf eine Herde gestoßen? Bald kamen wir dem ersten Tier so nahe, daß wir deutlich seinen Rücken im Wasser erkennen konnten. Ich gab das Zeichen, das Boot jagte heran, die Kanone feuerte... der Schuß sah. Die Granate ist scharf, von einem Stahlmantel umgeben und explodiert im Körper des Wals. Sie zieht eine an einem Strid befestigte Harpune mit sich.

Für gewöhnlich wird der Wal durch einen Schuß sofort getötet. Aber dieser Wal war riesig groß. Er warf sich aus dem Meer und steuerte direkt auf uns los. Schon erwartete ich einen Angriff, wie ihn Wale öfter machen, aber im letzten Augenblick drehte er bei und tauchte. Der über eine Winde laufende Harpunenstrid wickelte sich mit einer solchen Wucht ab, daß wir glaubten, die ganze Bootswand würde mitgerissen werden. Etwa 350 Faden stieß der Wal in die Tiefe, dann schlug er einen neuen Kurs ein und nahm unser Boot in Schlepptau. Wir wußten, daß er es mit der Granate im Körper nicht mehr lange machen würde, und darum hieß es, ihn so schnell wie möglich an die Oberfläche zu ziehen. Denn einen toten Wal aus der Tiefe herauszuwinden, ist eine sehr schwere Arbeit. Tatsächlich gelang es uns, ihn noch lebend heranzubringen. Ein zweiter Schuß tötete ihn und nun begann das Sichern. Zunächst wurde ein Einschnitt in den Körper gemacht, so daß ein Schlauch in den Magen eingeführt werden kann. Dann wurde der Körper so voll Luft gepumpt, daß er nicht wieder unterinken konnte. Nun wurde unsere Flagge an einem spitzen Fahnenstückerchen auf den Wal gesetzt und wir konnten auf die Jagd nach anderen Walen gehen.

Am Abend werden die toten Wale zum „Falk“ geschleppt. Wir haben eine besondere Art, den Wal im Wasser zu schlachten. Das

Tier wird längsseitig an die Bordwand gelegt und der Schlächer läßt sich — wie ein Vorbild — an einer Art Schaukel hinab. Er schneidet große Scheiben aus dem Rücken, die sogleich an Bord gewunden und in einen Kessel geworfen werden, von wo aus das Öl in d. darunterliegenden Tanks sifert. Dieser Vorgang vollzieht sich so lange bis der Wal vollständig verflüssigt ist.

Die Arbeit ist anstrengend. Wenn der Fang gut ist, haben die Leute zehn Stunden am Tage zu tun. Manchmal muß sogar bis in die Nacht hinein gearbeitet werden. Aber wenn die Arbeit nachließ, bekamen wir in der Einsamkeit des Polarmeeres doch Heimweh. Fast acht Monate lang hören wir nichts anderes als unsere eigenen Stimmen und den Schrei der Vögel. Aber neuerdings haben wir einen Erfolg gefunden, das Radio. Ueberhaupt: Walfischfänger und Radio! Das ist ein Kapitel für sich! Früher war man ganz und gar von der Welt abgeschloffen. Heute sendet man morgens eine Nachricht aus und hat bald darauf die Antwort aus Norwegen. Allerdings, von dem Rundfunk der verschiedenen Städte hören wir nur selten etwas. Zweimal hörten wir schwach ein Konzert aus Rio de Janeiro. Aber täglich erreichte uns der Nachrichten dienst von Berlin, und das war uns immer, als bekämen wir täglich unsere Zeitung aus der Heimat. Man kann sich nicht vorstellen, wie froh uns solche Nachrichten machen, wenn wir so weitabgelegen im Polarmeere liegen. Einige Male hörten wir auch New York und San Francisco, aber Berlin verstehen wir regelmäßig besonders laut und deutlich. So mußten wir — nahe dem Südpol — beinahe täglich, was in Europa passierte.

Als wir dann endlich wieder nach der Heimat aufbrachen, hatten wir 19.000 Fässer Tran von 300 Walen an Bord. Das meiste hiebon wird zur Seifenfabrikation gebraucht. Wir waren froh, wieder einmal dabein zu sein, aber bald zieht es uns doch hinaus in das Abenteuer der Polarmeere und das Erlebnis der Radionachricht dort unten, fern von Menschen und Städten, in der eifigen Einsamkeit...

Der Floh und der Hund.

Ein lecker Floh kroch einem Hund ins Ohr und trieb ein Ungestum auf seinem Trommel-

selle, daß er ein wütig Anstigebelle begann und schier Geduld und Kraft verlor. Zuletzt erschien das Bräunchen zart, und wie auf einem Fürstenthron erholt! es sich hoch auf des Chres Spitze und räusperte und strich den Bart.

Wann, sprach der Springer, wird die Welt Verdienst und Kraft nach Würden ehren? Ich kann den Löwen brüllen lehren, gestehe es, ich bin ein Held!

F. A. Krummayer.

Der Igel.

Märchen von Alexej Tolstoj.

Das Kalb sah den Igel und sprach zu ihm: „Ich werde dich aufessen.“ Der Igel wußte nicht, daß Kalber Igel nicht essen können, erschrak, rollte sich zusammen und pfauchte:

„Versuche!“

Den Schweif in die Höhe werfend, sprang das dumme Kalb auf den Igel zu, trachtete ihn aufzuspießen, dann spreizte es die Vorderbeine und versuchte, an dem Igel zu schlucken:

„Di, oi, oi...“ brüllte das Kalb und lief zu seiner Mutterkuh, um sich zu beklagen:

„Der Igel hat mich in die Zunge gebissen.“

Die Kuh hob den Kopf, schaute nachdenklich drein und begann von neuem, Gras zu fressen.

Und der Igel verkroch sich in ein finstres Loch unter der Vogelbeewurzel und sagte zu seiner Frau:

„Ich habe ein riesiges Tier besiegt, wahrheitlich einen Löwen!“

Und der Ruhm von des Igels Tapferkeit verbreitete sich über den blauen See und den düsternen Wald.

„Unser Igel ist ein Held,“ flüsternten vor Angst eine Menge anderer Tiere.

(Berechnigte Uebersetzung von Arnold Wasserbauer.)

Leberfleck.

Ein Schwabenreich von Alfred Auerbach. Der Bäckergefelle Beutele wurde ins Krankenhaus eingeliefert.

Er soll operiert werden. Er war ganz fidel. Nur neugierig, was da mit ihm geschehen werde.

Das erste war nun, daß er baden sollte.

Das verwarf ihm die Laune.

„Nuch denn das sei?“

„Janoohl, der Herr Doktor bedankt sich dafür, an dreidete Kerle a'z'fassa.“

Der Bademeister griff zu. Man zog den Beutele einfach aus.

Da zeigte sich, daß der Beutele seit seiner Erschaffung kein Bad verschmeckt hatte.

Das war 28 Jahre lang.

Er sah aus wie eine Landkarte, auf der die schwarzen Berge vorherrschten.

Der Bademeister nahm eine Wurzelbürste und bearbeitete das Bildnis von allen Seiten.

Beutele wehrte sich und tobte.

„Sind Se schäll, Sie Saumnichel, des nuch alles fort.“

„Des got aber net fort.“

„Wiejo denn?“

„Des ischt a'g'bora!“

„Woher denn?“

„Des send Leberflecka, Herr Bademeister!“

Gedanken-Gplitter.

Ueber Gesundheit und Krankheit.

Drei Aussprüche von Carl L. Schleich.

Der Gesunde gleicht dem Wasser; er durchflutet die Risse, statt an ihnen zu zerbrechen.

Krankheitsgefühl ist ein Bewußtwerden unseres inneren Betriebes. Organe, von denen wir etwas fühlen, melden sich damit zur geneigten Aufmerksamkeit des Besitzers.

Man sollte Aphenbücher der Leiden in allen Familien halten. Von niemand können wir so viel lernen, als von den Gedanken, Gescheiden und Leiden unserer Vorfahren.

Allerlei.

Fortschritte bei der Bekämpfung der Syphilis. In der letzten Sitzung der Berliner Mikro-Biologischen Gesellschaft berichtete, nach der Umschau in Wissenschaft und Technik, Frankfurt a. M., Dr. Reiter über Züchtung der Spirochaete pallida, des Erregers der Syphilis auf flüssigem Nährboden. Es ist gelungen, aus der Reinkultur ein: Vaccine herzustellen, die Kindern mit frischer Syphilis unter die Haut eingespritzt, eine typische Reaktion gibt, während sie bei latenter Syphilis ausbleibt. Kranke mit Gehirnerweichung, bei denen anderweitige Behandlung erfolglos blieb, zeigten nach der Behandlung mit Reinkulturen Besserung und die Reaktion in der Rückenmarksflüssigkeit wurde negativ.

Drei Viertelmillionen P.S. durch Ebbe und Flut. Ein Plan zur Ausnützung der Ebbe und Flut im allergrößten Stil ist, wie in Reclams Unwöchentlichem mitgeteilt wird, in Kanada ausgeführt worden. Seit langem spielt ja die Energiegewinnung aus den gewaltigen, durch die Flut emporgehobenen Wassermassen eine Hauptrolle in dem Problem der Erschließung neuer Kraftquellen angesichts der Abnahme der Kohle- und Erdölvorräte. Der größte bisher beobachtete Unterschied zwischen Ebbe und Flut von nicht weniger als 21 Meter ist in der Fundy-Bai zwischen Neuschottland und Neubraunshweig vorhanden. In einer Seitenbuch soll nun ein Elektrizitätswerk durch die Gezeitenkräfte betrieben werden, das fortlaufend bis zu 1/4 Millionen P.S. erzeugt und einen großen Teil der Neuenland Staaten mit billiger elektrischer Energie versorgen wird. Die technische Durchführung dieses Projektes ist trotz ungeheurer Schwierigkeiten auch nach dem Urteil deutscher Ingenieure nicht zu bezweifeln; in bezug auf die Anlagelosten und die Rentabilität kommen freilich unsere Sachverständigen zu wesentlich ungünstigeren Zahlen als die Amerikaner.

Ein Schifffahrtstunnel. Bei Marseille wurde soeben ein Schifffahrtstunnel vollendet. Er bedeutet die südlichste und letzte Etappe des Marseille-Rhonekanals und ist die erste Schifffahrtsstraße, die Schiffe mit einer Wasserverdrängung von 12.000 Tonnen mehr als 7 Kilometer unter der Erde zu befördern vermag. Der Hafen von Marseille wird auf diese Weise in Verbindung mit dem 81 Kilometer langen künstlichen Wasserweg über die Rhone zum Rhein gebracht und erhält dadurch eine direkte Verbindung mit dem Aermekanal und der Nordsee. Mit den Arbeiten wurde im Jahre 1916 begonnen. Die Ausführung wurde dem Ingenieur Leon Chagnaud übertragen, der u. a. auch der Schöpfer des ersten Pariser Untergrundbahntunnels unter der Seine ist. Der neue Schifffahrtstunnel stellt, was die entfernten Gesteinsmengen betrifft, einen Weltrekord dar. Während bei der Erbauung des Simplontunnels 1.600.000 Kubikmeter Gesteinsmasse bewegt wurden, mußten bei diesem Kanal-tunnel 2.300.000 Kubikmeter Gestein entfernt werden. Bemerkenswert ist, daß nur die Hälfte der bei dem Bau beschäftigten Arbeiter Franzosen waren, so daß man sagen kann, an dem Tunnel haben alle Nationen Europas mitgearbeitet.

Weiteres.

Professor Doll, seines Zeichens Direktor eines Lyzeums, ist ein Mann der peniblen Ordnung. Besonders in der Aula achtet er darauf, daß die Schülerinnen bei den morgendlichen Andachten streng nach dem Alphabet einmarschieren

und auf den Bänken in gleicher Korrektheit Platz nehmen. Der Abzug vollzieht sich in gleicher Form. Vor Ostern entläßt Professor Doll die erste Klasse und schließt seine Abschiedsrede mit folgenden Worten: „... und nun geht mit Gott, aber bankweife.“

Der Baumeister inspiziert den Neubau und entdeckt auf dem Gerüst einen Arbeiter, der nichtsnennend zwischen den anderen herumsteht. Während geht er auf den Mann zu und fährt ihn an: „Solche Leute wie Sie kann ich hier nicht brauchen, bei mir wird gearbeitet, hier haben Sie Ihren Wochenlohn, nun scharren Sie sich sofort weg von hier!“ — Der Mann, zuerst etwas verdutzt, frecht das Geld ein und zieht ab. — Noch ziemlich in Aufregung sucht der Bauherr den Böfiker auf und stellt ihn des Mannes wegen zur Rede. „Aber, Herr Baumeister,“ wehrt dieser ab, „der hat ja bei uns gar nichts zu tun gehabt, der war ja nur gekommen, um nach Arbeit zu fragen!“

„Aber hier an den Wänden wachsen ja richtige Pilze!“ — „Ja, verlangen Sie für die kleine Miete etwa Orchideen?“

A.: „Wissen Sie, so 'ne Heirat ist doch die reinste Lotterie.“ — B.: „Find' ich nicht — in der Lotterie kann man doch mal Glück haben!“

Der Jüngling sagte zum Heiratsvermittler: „Ich habe nun die junge Dame kennengelernt, die Konzertkünstlerin, die Sie mir andrehen wollen. Ja, hören Sie mal, das ist doch eine ganz alte Schachtel!“

„Wenn sie noch bei Lijst studiert hat, soll sie etwa 'ne junge Schachtel sein?“

„Und sie hat doch eine Hafenscharte!“

„Die Scharte weht sie aus mit ihrer Kunst.“

„Und sie schießt doch!“

„Ich hab' Ihnen doch gesagt, sie is eine Schielerin von Lijst.“

„Und sie hat doch ein großes Muttermal auf der Wade!“

„Ein Mal ist kein Mal!“

Rätsel-Erte.

Silberrätsel.

R. Kern.

a, buf, burg, chow, de, de, di, dra, drid, e, e, el, fen, feu, fi, gab, gard, got, green, hil, im, ing, lei, land, le, list, ma, ma, mag, mal, mal, nuß, pe, ra, ra, ro, se, so, sul, tan, tes, tim, tor, tu, tür, u, wer, wisch, wie, zi.

Aus den obigen Silben sind 20 Worte zu bilden, welche der Reihe nach folgende Bedeutung haben: 1. Anhänger des Sozialismus, 2. Stadt in Italien, 3. Böhmisches Bergstadt, 4. Rankgewächs, 5. Stadt in Spanien, 6. Römischer Herrschertitel, 7. Blume, 8. Stadt in Mecklenburg-Schwerin, 9. Gewürz, 10. Europäischer Staat, 11. Klassiker, 12. Längenmaß, 13. Stadt in Sachsen, 14. Art der Dichtkunst, 15. Planet, 16. Stadt in England, 17. Türkischer Ehrentitel, 18. Weiblicher Vorname, 19. Türkischer Herrscher, 20. Afrikanische Handelsstadt. — Die Anfangsbuchstaben der Worte von oben nach unten und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ergeben einen allgemein bekannten Sinnspruch. Am Ende gilt ch und st als ein Buchstabe.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat. 1. Ebbe. 2. Vert. 3. Brot. 4. Erte.